

Hermanstädter Hebammen im 18. Jahrhundert / [Georg Zacharia Petrescu].

Contributors

Petrescu, G. Z. 1874-1954.

Publication/Creation

Hermannstadt : Krafft & Drotleff, 1931.

Persistent URL

<https://wellcomecollection.org/works/aarunazb>

**wellcome
collection**

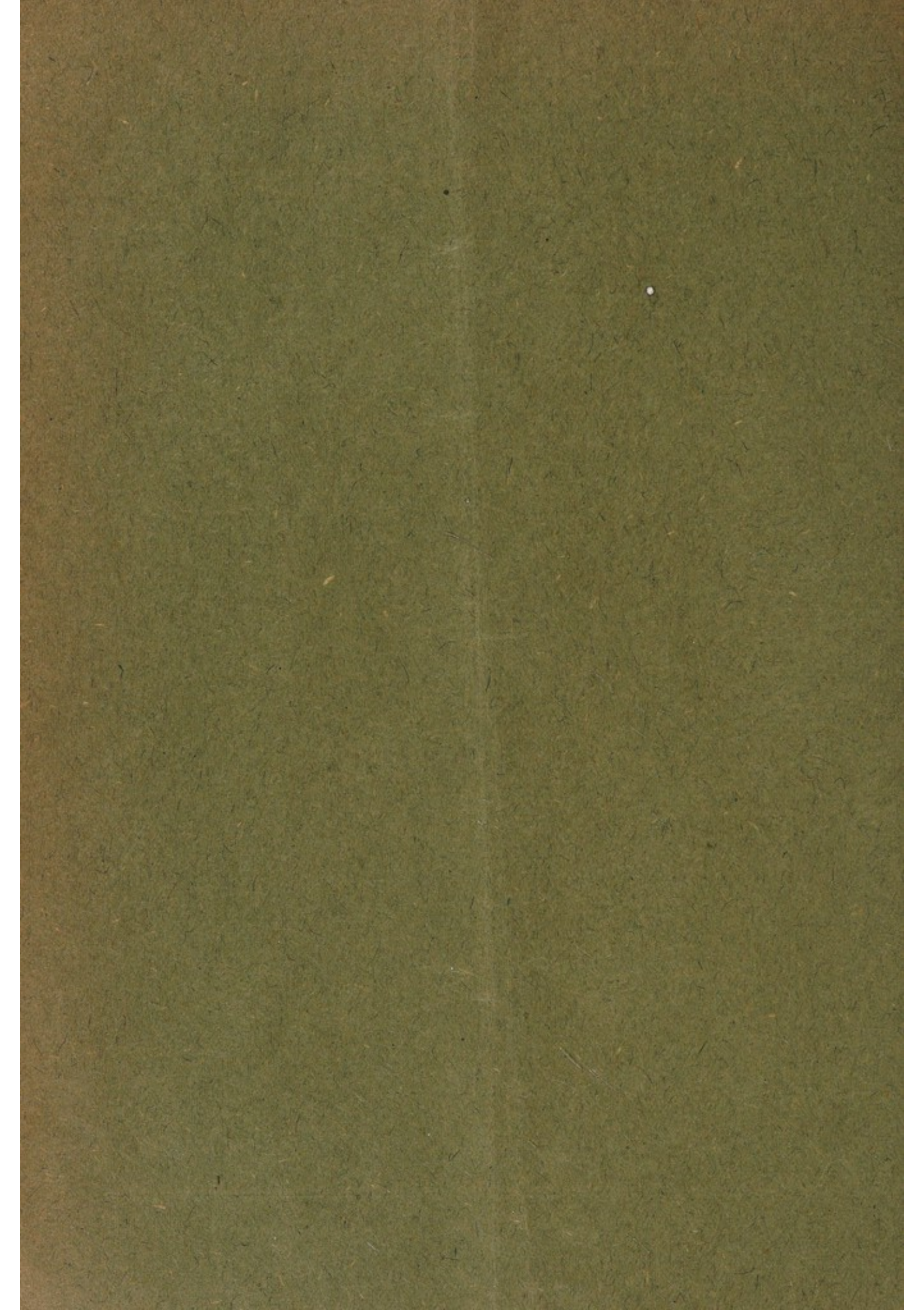
Wellcome Collection
183 Euston Road
London NW1 2BE UK
T +44 (0)20 7611 8722
E library@wellcomecollection.org
<https://wellcomecollection.org>

Hermannstädter Hebammen im 18. Jahrhundert

Von

G. Z. PETRESCU

Bukarest



Hermannstädter Hebammen im 18. Jahrhundert


Von

G. Z. Petrescu

G. Z. PETRESCU

Bukarest

(Sonderabdruck aus „Vierteljahrsschrift“ 54. Jahrg., Nr. 3, 1931)



Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Wellcome Library

<https://archive.org/details/b30628763>

Hermannstädter Hebammen im 18. Jahrhundert.

Hebammenwesen und Hebammenangelegenheiten sind Sachen, die in Kulturbildern der Vergangenheit selten berührt werden. Wenn die Geschichte sie nicht gänzlich verachtet, so behandelt sie sie nur als unbeträchtliche Kleinigkeiten. Indessen knüpfen sich an die Ausübung des gedachten Berufes doch wichtige Fragen, die als Bestandteile einer genauen Darstellung der ehemaligen Neugeborenenfürsorge dienen und auch zur Lösung einiger Aufgaben der Bevölkerungsbewegung führen können. So wird das bescheidene Amt in der Ausübung der Pflichten, die ihm vorgeschrieben sind, der Ausgangspunkt besonderer Vorgänge, die seine Entwicklung im Laufe der Zeiten unserer Teilnahme empfehlen.

Über die rechtschaffenen Bürgerinnen, die sich in früheren Jahrhunderten in den sächsischen Städten Siebenbürgens mit der Geburtshilfe amtlich oder unamtlich beschäftigten, steht nur wenig in der rückblickenden Literatur. Es dürfte nicht viel mehr veröffentlicht sein als bei E. Sigerus¹ zu finden ist; auch in diesem verdienstvollen Werke handelt der kenntnisreiche Verfasser nur kurz über diesen Gegenstand. Die geringen Lücken, die der betreffende Abschnitt aufweist, wären allerdings unter Bezugnahme auf den reichen Stoff, den er sonst bringt, gar nicht erwähnenswert, wenn sie nicht eine etwas entstellte Wiedergabe älterer Zustände verursachen und uns zu unberechtigten Schlüssen veranlassen könnten. Leider ist eben dies der Fall. Darum bedarf die Ausfertigung des Kulturbildes, um das es sich handelt, einer kleinen Berichtigung. Das ungeheuere Quellenmaterial, das das Sächsische National-Archiv in Hermannstadt allerart geschichtlichen Nachforschungen bietet, wird uns die Mittel dazu liefern. Ihm entstammen die Angaben der folgenden Abhandlung, soweit keine andere Quelle angegeben ist.

»Es sei eine traurige Erfahrung, daß in früheren Jahrhunderten — schreibt Sigerus S. 88 — die Sterblichkeit der Frauen weit größer gewesen sei wie heutzutage. ‚Sicher waren daran die geringere Reinlichkeit und die Sorglosigkeit der Hebamme nicht wenig Schuld‘. Die Kommunität forderte 1679, wohl auch in Erkenntnis dessen, daß die ‚Amptfrau‘ eine sehr wichtige Persönlichkeit sei, von dieser einen

¹ Emil Sigerus, Vom alten Hermannstadt, 2. Folge. Hermannstadt 1923, S. 88.

Eid und wünschte, sie möge ‚von ordentlichen verständigen Personen examiniert‘ werden.«

Die Berechtigung dieses Vorwurfes werde ich weiter unten noch bestreiten. Es muß erst besonders betont werden, daß die Anstalt der städtischen Hebammen samt ihrem Eide schon lange vor 1679 in sächsischen Gemeinden bestand. In Kronstädter Quellen kommen Geburtshelferinnen unter dem Namen *Amfraw* schon 1536 vor. Auch *Amt Frâ* werden sie genannt (1541). (Qu. Kr. 3, 20 und 135) Johannes Honterus erwähnt sie in seinen Schriften. Die bereits aus dem 16. Jahrhundert bezeugte volksetymologische Anlehnung an »Amt« weist auf frühe behördliche Anstellung der Hebamme (beschworene H.)¹ Da es aber dieselbe Ordnung im ganzen Lande gab, ist zu vermuten, daß auch in der »Königlichen freyen- und Hauptstadt« Hermannstadt gleiche Zustände anzutreffen waren. Von einem Fachunterricht kann gewiß nicht die Rede sein, doch muß eine ziemlich tüchtige praktische Vorbildung von den zum Amte Berufenen gefordert worden sein, da diese »eine verläßliche Auskunft, ob und wie weit sie ihre Kunst verstünden«, dem Magistrat zu liefern hatten.² Zur Schule sollte es ja auch früh genug kommen.

Wenn Sigerus weiter mitteilt, daß 1746 der Stadtphysikus vom Magistrat den Auftrag erhielt, eine geschickte ausländische Hebamme kommen zu lassen und daß Dr. Hutter sich nach Halle a. d. S. wandte, von wo ihm mitgeteilt wurde, eine Berlinerin sei bereit, die weite Reise zu machen, so ist das nicht, wie es scheinen könnte, ein Grund, um auf eine dürftige Vertreterschaft des Berufes in näheren Kreisen zu schließen. Hutter war selbst in Halle zur Doktorwürde promoviert worden und es ist infolgedessen bei ihm eine Vorliebe für Erzeugnisse jener Universität anzunehmen. Übrigens hatte er nicht an Schulbehörden geschrieben, sondern an seinen Freund und vormaligen Kameraden David Madai, der seit 1740 als Leibarzt des Fürsten von Anhalt-Cöthen diente. Dagegen waren sicher die einheimischen Hebammen schon Anfangs des 18. Jahrhunderts nicht nur in nicht geringer Zahl vorhanden, sondern auch leistungsfähig und pflichttreu genug, um dem anspruchsvollsten und schwierigsten Dienstvertrag zu entsprechen. Den besten Beweis der Richtigkeit dieses Urteils bieten die folgenden Akten, in Verbindung mit dereinstens vorgekommenen belangreichen Fällen.

Als solche müssen wir uns zunächst die »schrecklichen Pestilenzen«

¹ Adolf Schullerus im Wb. I, 99 f. unter *Ommfrâ*.

² Herrmann-Meltzl, Das alte und neue Kronstadt. I. Bd., 412.

vorstellen. Auch wenn solche ausbrachen, hatten sich »Amtfrauen« unter Lebensgefahr dem Beistand verdächtiger oder gar kranker Wöchnerinnen zu widmen. Die opferwilligsten taten es; sie wurden »exponiert« und verrichteten bei dieser Gelegenheit ein Jurament das folgendermaßen lautete: »Ich . . . schwere bey Gott d. Vater . . . daß ich mich in alledem was mir von Einer Löbl. Obrigkeit sowohl in denen inficierten Häusern, in der Stadt, wie auch bey denen exponierten im Lazareth außer der Stadt, als einer Pest-Heb-Amme anbefohlen und anvertraut werden wird, treu und fleißig verhalten, alles was meine Dienste erfordern, als: alle von der Pest angestochene schwangere Weiber, täglich fleißig besuchen, derer Kinder treulich warten, ihren Zustande emsig in Augenschein nehmen, dieselbe nebst denen Kindbetterinnen also, wie es einer treuen und fleißigen Heb-Amme Amt und Schuldigkeit erfordert verpflegen und versorgen; auch im Fall es geschehen sollte, daß in dergleichen Begebenheiten eine und andere Kindelbetterin mit Todt abgehe, und niemanden außer ihren armen Kindern hinterlassen sollte, solche nicht nur allein in fleißige Verpflegung und Sorge nehmen, sondern auch deren hinterlassene Sachen treulich versorgen, verschließen, und nicht Hellers Wert davon entwenden, daferne mir auch von der gleichen Person Ihr letzter Wille anvertraut werden sollte, solches unverfälscht und unverändert, denen es gebührt, entdecken will.«

Für ihren schweren Dienst bekam die Hebamme monatlich 8 U. Fl. in barem, dann 2 Viertel Korn, 1 Maß Branntwein, täglich 1 Pfund Fleisch »sammt dem Zugehör«, Holz frei und »Medicin zur Nothdurft«. So war es 1717, so auch 1738. In den Protokollen der damaligen Seuche lesen wir schon Anfangs: »Sophia Drothlaufin, eine Heb-Amme resolvierte sich gleichfalls deren ihrer Hülfe benöthigten Weibes Personen, in inficirten Häusern beyzuspringen; solcher wird die Bestallung accordirt«. Das war die erste. Die zweite, die Hebamme Mariandel Rehmoffskin (»ein Teutsches Weib«) wurde den 14. September im Lazareth aufgenommen. Drei Tage später war sie tot.

Leicht und fast sogleich wurden die Abgegangenen ersetzt. 1739 »wird die Judith Wolff, eine hiesige Bürgerin, kraft guten Attestats von Tit. H. Stadt-Physico, zur Hebamme angenommen«. Gleichzeitig tritt das Amt an und wird juriert — nach gut bestandener Prüfung »wegen ihrer besitzenden Wissenschaft« — »Eva Brecknerin, eine dermahlige Hebamme in Burprig«.

In diesem Fall war es dem Magistrat nicht gelungen, eine in allen

Hinsichten schätzbare Person anzustellen. Mit der Burgbergerin gab es nämlich eine bedauerliche Geschichte, die uns in eine Schattenseite des Standes einführt. Hatte ihr Name Schicksals-Bestimmungskraft, oder was der Anlaß dazu gewesen sei, genug, die Hebamme Eva war eine grosse Sünderin. Doch folgen wir den Protokollen:

1742 Juni 1, *Resol. Magistr.* »Soll die Burpricherin Hebamme, wegen ihrer ärgerlichen Aufführung, biß zu ihrer Besserung ins Zucht-Haus gesteckt werden«.

8. August. »Wird resolvieret daß die Hebamme Burpricherin aus dem Zucht-Haus zwar gelassen, sogleich aber wegen einer verdächtigen Neapolitanischen Krankheit durch die Hn. Medicis visitieret und examinieret werden solle und falls solche inficiert befunden worden, selbe biß zu ihrer volligen Reconvalescenz keine Dienste in ihrer Function zu thun admittieret werden solle«.

8. September. »Wegen dieser lüderlichen Hebamme, welche an eben dem Tag, da sie sich mit einem gewissen Schuster vertrauet gehabt, die ganze Nacht durch mit ihrem bekandten Grenadier gekuret, wird concludieret daß zu Evitierung dieses Scandali, ex officio wider sie inquirieret und sodann der Proceß informieret werden solle«. An ihrer Stelle wurde bald »auf eingebrachte und verlesene gute Attestata und Zeuchnisse, Anna des Hannes Gräff, Einwohner in Schöneberg« angenommen.

27. September, »Weilen die Eva verwittibte Brecknerin alias Burpricherin durchgegangen und sich im Kloster der Hochwürdigen Frauen geflüchtet . . . ist bißweilen nichts resolviert«. Selbstverständlich hatte die lustige Witwe die erste Gelegenheit ergriffen, sich aus dem Staub, d. i. aus dem Zuchthaus zu machen. Die Buße dafür fiel aber nicht ihr zu; der Gerichts Diener »welcher ohne höheren Befehlich die Arestantin aus dem Arest zu einer Griechin hat führen lassen, wird seines Amtes entsetzt und es wird ihm das Consilium abeundi gegeben«.

Jetzt dachte Eva Breckner, unter Schutz der Ursulinerinnen ihren Beruf weiter ausüben zu können. Das ließ sich der Rat nicht gefallen; er beschloß:

9. Dezember, »Denen Nachbarhannen soll anbefohlen werden der Bürgerschaft zu publicieren daß sich führohin niemand bey Straf 25 Fl. unterstehen solle, das liederliche Weib und Hebamme die Burpricherin mit neugebohrnen Kindern bey die Kirch zu schicken, nicht weniger soll Tit. H. Stadtpfarrer requirieret werden falls dennoch dergleichen casus sich ereignen sollte, keinen Taufzettel zu geben«.

Kaum ein Jahr darauf war es ganz anders.

1744 Januar 27. »Nachdem in Magistratu vorkommen wie verschiedene Leuthe in Hermannstadt, bey denen Kindbetterinnen, in schweren Zufällen gezwungen worden, ihrer Experiencz wegen, die Eva oder sogenannte Burprecherin Hebamme, wieder mit glücklichem Effect zu brauchen, selbe auch nunmehr nach ihrer Verehlichung eine weit bessere Aufführung bezeuge: Also ist in Betracht dieses Magistratualiter resolvieret worden, dass selbe in ihren vormalichen Hebammen Dienst bey der Stadt an wiederumb angenommen, die Täufling gewöhnlichermassen bey die Kirchen zur Tauf, gleich den anderen Hebammen ungehindert tragen und befördern soll«.

Ende gut, alles gut! Wir wollen aus der ganzen Angelegenheit das eine besonders hervorheben: die rühmliche Geschicklichkeit, durch welche sich die Burgbergerin ihren Mitbürgerinnen unentbehrlich gemacht hatte. Aber wir dürfen deswegen eben nicht, in Anbetracht zufälliger Mißerfolge anderer Amtfrauen, auf eine allgemeine Unkunde schließen, gleichwie es nicht berechtigt ist, nach dem ganz ausnahmsweise zuchtlosen Benehmen der Hebamme Eva allen Kolleginnen dieses temperamentvollen Weibes — wie Fr. Teutsch es tut¹ — den Makel der Verworfenheit aufzudrücken.

Natürlich gab es auch schwierige Fälle, wo die besten Amtfrauen in Verlegenheit geraten konnten, wie das auch heute geschehen kann; Unglücke kommen in der ärztlichen Praxis ebenfalls vor. Darum weist nachstehender Vorfall nichts Außergewöhnliches auf: Laut Magistr. Protok. vom 18. Februar 1735, klagten Stefan Wolff, Tuchmacher, und Michael Hihn, Seifensieder, »contra Catharinam Fogarascherin hiesige Hebamme in puncto eines verwahrloseten Kindes des Hihns. — Weilen ex actis nicht zu ersehen ist dass Incriminata intentionem occidendi infantem gehabt, wohl aber aus denenselben erhellet daß sie bey Besorgung des Kindes vieles versäümet und übersehen hat, auch dieselbe ihrem gethanen Jurament nicht nachgekommen, indeme sie schuldig gewesen in partu difficili, wie dieser gewesen seyn soll, den H. Stadt-Physicum und andere neben-Hebammen zu consultieren: als wird erkandt daß Inc^{ta} in Ansehung ihrer vielen vorjährig gethanen Diensten, wiewohle sie eine härtere Straff verdient hätte, 60 Fl. ad pias causas baar erlegen, dem Acusatori die bey dem L. Gericht zu liquidierende Expensen refundieren«. — Die Strafe war schwer, denn die Unkosten stiegen auf 99 Fl. 58! Dagegen bezeugt die Sentenz

¹ Geschichte der Siebenbürger Sachsen, II. Band. Hermannstadt 1907, S. 435.

die Besonnenheit der Unterweisungen von behördlicher Seite und die Vorsicht der Maßnahme, unbeholfenen Frauen eine Möglichkeit des gelegentlichen Ablehnens ihrer Verantwortung zu bieten.

Wenn noch 1748 — da die Dr. Hutter angemeldete Berlinerin nicht gekommen war — die Kommunität abermals beschloß, »von draußen eine gute und von der medizinischen Fakultät examinierte Hebamme herein kommen zu lassen« und derselben als städtischen Amtfrau »pro anno 360 Fl., 12 Kübel Frucht, 12 Klafter Holz und freie Wohnung zu offerieren«, ist es wohl voraussetzbar, dass die Absicht, eine regelmäßige Ausbildungsstätte schon damals zu gründen, zu obigem erneuerten Beschluss des Magistrats Anlaß gegeben hat. Dementsprechend taucht eine neue Amtfrau auf. Die von den hiesigen Mundarten ganz unabhängige Titulatur »Hewanne«, in Begleitung deren der Name derselben urkundlich vorkommt, weist ihre ausländische Herkunft nach¹. Katharina Ott — so hieß sie — war eine ältere Witwe katholischer Religion, die drei Töchter mit sich nach Hermannstadt brachte. Sie verheiratete sie hier und hinterließ ihnen nach Ableben (27. Januar 1765) ein schuldenfreies kleines Vermögen.

Als zweite fremde Amtfrau erscheint Anna Maria Mike, auch eine Katholikin. Den 18. März 1751 wurde sie »nach bereits producierten Lehrbrieff, Documenten und Attestatis, auch nach bereits geschehenem Examine von H. Stadt-Physico, als eine geschworne Hebamme bey hiesigter Stadt angenommen«. Kaum hatte diese scheinbar recht kunstfertige Frau ihr Amt 6 Jahre hindurch geübt, so konnte sie sich schon die Erwerbung eines eigenen Hauses vergönnen und reichte eine Bitte um Genehmigung den 4. Oktober 1757 ein. »Da aber der Supplicantin ihres Mannes Geburth und übrige zum Bürgerrecht gehörige Erfordernusse nicht bekannt sind, so kann ihr auch kein Haus-Kauff zugestanden werden«, war das Urteil des Magistrats. Da kaufte die arme Mikin kein Haus; doch muß sie sich darüber getröstet haben, denn sie lebte und wirkte noch zehn Jahre lang († 15. August 1767).

Es waren schöne Tage für fleißige und geschickte Geburtshelferinnen, die Zeiten, wo alle gesunden arbeitsamen Ehepaare sich eine Ehrenpflicht draus machten, der Bürgerschaft zahlreiche Sprossen zum Nachwuchs zu erzeugen. Geschickt und fleißig waren allerdings auch die einheimischen

¹ Das Wort scheint aus dem althochdeutschen *hefiannâ*, *hevannâ* entstanden und deckt sich im Sinne mit Hebemutter (J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1877). [In Großalisch wird heute noch die Hebamme sächsisch »de Hêwan« genannt. G. A. Schuller].

Amtfrauen, die kurz nachher mit ihren fremden Vorgängerinnen wetteifern konnten. Als Beispiel folgende Anmerkung aus den Magistratsprotokollen: »1756 December 17, wird resolviert daß Maria Orendin welche sich lauth H. Stadt-Physici Attestat seid 1753 nicht nur wohl geübet, sondern auch in dieser Zeith, bey der Bürgerschaft beliebt gemacht, zur würclichen Hebamme angestellt werde und ihr Jurament abzulegen habe«.

Eine neue Epoche der österreichischen Herrschaft, deren vorwaltender Zeitgeist durch rasche Besserungen auf allen Gebieten offenbar wurde, war damals aufgegangen. Schon 1754 hatte sich das Landesgubernium auch einmal im Sinne einer Förderung des Hebammenstandes bemüht, indem es dem Magistrat einen Facharzt zur Ausbildung der Frauen, die sich dem Berufe widmeten, anbefahl. Der Betreffende — Kameral-Doktor G. M. Hoffinger — besaß eine aus Hof-Kreisen stammende Empfehlung zur guten Aufnahme und Befriedigung von seiten der Stadtverwaltung; dazu reichte er noch ein »Pro Memoria« ein, in dem er vorschlug: 1. Es sollte ihm das geeigneteste Lokal für Sezierungen und anatomische Demonstrationen der weiblichen Teile, nämlich ein kleiner Raum im Zuchthaus, zur Verfügung gestellt werden. — 2. Die Leichen in Haft gestorbener Frauen sollten dem anatomischen Studium bestimmt, und er selbst bei Gelegenheit derartiger Vorfälle angewiesen werden. — 3. Man befehle den bereits ernannten Hebammen, sich von dem täglichen Unterricht nicht fernzuhalten. Dann wollte er zu Ende des Winters, den er als die günstige Zeit für sein Vorhaben betrachtete, alle Schülerinnen einer Generalprüfung unterwerfen, »ut de comparata partium genitalium, harum functionum naturalium status sani, morborum, virginei, impraegnati, ipsius partus et observandarum ubique cautelarum cognitione rationem reddere possint«. — In seiner Sitzung vom 16. Dezember 1754 beschloß der Hermannstädter Rath »dem Dr. Hoffinger die Hebammen zuzuschicken und wenn ein Cadaver sich ereignen sollte, solches zu berichten und ihm zu dessen Section sodann auch ein Zimmer anzuweisen«.

Gut gemeint war diese Vorkehrung schon; aber die Zweckmäßigkeit der zergliederungskundlichen Vorbildung für Amtfrauen war beschränkt durch den Mangel an klinischem Unterricht in einer dazu eingerichteten geburtshilflichen städtischen Anstalt. Übrigens waren die anatomischen Kenntnisse der ausübenden Hebammen manchmal nicht unansehnlich. So sieht es wenigstens aus, wenn wir sie auf Grund ihrer Erfahrung als Sachverständige vor Gericht finden. Wir finden nämlich im Magistrats-

protokoll vom 13. und vom 21. August 1751, in Betreff der Notzüchtigung eines 10¹/₄ Jahre alten Mädchens, Nachstehendes: »Physicus et Chyrurgus und zwey Hebammen werden beruffen und nachdeme sie laut aufgetragener Commission das Mädcl Katreinchen visitieret, werden sie befraget was sie gefunden und vermeynten: ob Orban (Angeklagter) den Actum würcklich consumiret habe oder nicht. — Beede Hebammen gestehen ein dass er völlig consumieret worden....«

Unverkennbar fällt uns hier der Wert auf, den der Rat dem Urteil dieser zwei geschworenen Weiber zuerkante, da doch von übrigen Meinungen — des Physikus oder Chirurgus — nichts mehr erwähnt wird. Auf dem obigen Bericht gestützt, schickte er den »Inquisit« zur »Schwitzbank«, er solle »zur Confession des perfecti actus gebracht werden«.

Wie sich Dr. Hoffinger seiner Aufgabe weiter entledigte, wissen wir nicht. Doch scheint eine Zeitlang nachher noch keine wesentliche Änderung der Hebammenordnung eingetreten zu sein.

* * *

Zwanzig Jahre später wird eine sehr vernünftige Maßnahme zur Besserung der Geburtsumstände städtischer Bürgerfrauen getroffen, indem man sich einen Spezialarzt für Notfälle und als gelegentliche Stütze der Hebammen in ihrer Praxis zu gewinnen bemüht. Zur Ausführung dieses Plans erhielt 1771 der Hermannstädter Chirurgus Tetzeli ein Stipendium von 300 Fl. aus Kaiserlicher Gnade, um sich in Wien die Kenntnisse des »Accouschirens« anzueignen. Dann reichte den 10. Oktober 1773 Baron S. von Bruken'thal ein Gesuch an Maria Theresia ein, um eine gleiche Hülfe für den mittellosen Studierenden Mathias Peltz aus Kronstadt zu erlangen, damit sich auch jene Stadt samt umliegendem Kreise eines so wichtigen und notwendigen Beistands erfreuen möge. Diesem Schreiben des Hofkanzleileiters setzte die Kaiserin ihr „*placet*“ hinzu. Es trat aber eine unerwartete Wendung der Sache ein. Nach vollendeten Studien kehrte Georg Tetzeli nicht nach Hermannstadt zurück. Seiner Verpflichtung untreu, folgte er einem lockenden fremden Angebot und ward »Leibarzt Sr. Durchlaucht dem Printzen Alberth in Brüssel«. Es kam an seine Stelle der Chirurgus Johann Mathias Peltz, der sich auch nicht zu dem ihm bestimmten Amte begab und Hermannstadt, wo er schon früher etliche Jahre seinen Beruf ausgeübt hatte, den Vorzug gab. Den 9. Juni 1775 resolvierte der Magistrat: »Die Hebammen sollen sich bey schweren Geburten an den allhier befindlichen, in der Geburtshülfe erfahrenen Wund-

arzneymeister Peltz, oder an den Vorsteher der Leibärzten Versammlung wenden«.

Wir erreichen nun die Zeit, wo die Bestrebungen um Förderung des Hebammenwesens auf den Höhepunkt gelangen. Es ist das Jahrzehnt, das sich mit der kurzen, aber außerordentlich fruchtbaren Laufbahn des als Protomedicus Transylvaniae wirkenden Dr. Adam Chenot¹ aus Luxemburg deckt. Diesem fleißigen Forscher und tüchtigen Anordner ist eine beträchtliche Teilnahme an der Abfassung des Theresianischen Sanitätshauptnormativs vom 2. Jänner 1770 zu verdanken. Nach seinen Verordnungen wurden unberechtigte Personen von der Ausübung der Geburtshilfe gänzlich ausgeschlossen. Dagegen bekam das Kreissanitätspersonal den Auftrag praktische Hebammen zu bilden und zu prüfen. In kurzen Fristen wurden damals nacheinander tauglich befunden und juriert: Maria Anna Erhardt, Elisabeth Sifft, »eine ziemlich muntere und geschickte Wittwe aus Bistritz«, und die Kürschnermeisterin Maria Kayser. Inzwischen aber hatte der Rat die Bewilligung der verwitweten deutschen Schneidermeisterin Schmiedeck verweigert kraft folgendem merkwürdigen »Conclusum« vom 20. April 1773:

»Da Hermannstadt jetzo mit Hebammen hinlänglich versehen ist, so kann Supplicantin allhier nicht nur nicht unterkommen, sondern es wird auch das Examen jetzo vor unnöthig gehalten; indessen wird ihr nicht verwähret als Helferin auch führohin zu practicieren und sich in der Hebammenkunst geschickter zu machen«. Als sie nach günstiger Aufnahme der Kürschnermeisterin abermals mit ihrer Bitte vortrat, wurde noch strenger verfahren; die Magistratsresolution vom 30. Dezember selbigen Jahres lautete: »Wegen Menge der allhier bereits practicierenden Hebammen, kann der Supplicantin nicht willfahret werden und wird sich dieselbe biß sie nicht examiniert und als Hebamme adjuriret worden, alles practicierens völlig zu enthalten haben«. Erst den 13. April 1774, als die geschworne Hebamme Makovetz gestorben war, durfte die Supplikantin Maria Anna Schmiedeg, die sich zum drittenmal vorstellte, »sich durch die Herren Stadt-Physicos examinieren lassen«.

Die Menge fehlte also nicht. Die Qualität der Hebammen sollte auch bald zunehmen.

¹ Vgl. den kürzlich erschienenen Sonderdruck von E. Knaff: *Adam Chenot et deux autres medecins luxembourgeois qui se sont distingués in Autriche-Hongrie au 18^e siècle.* (G. Soupert Luxemburg).
D. Schr.

Adam Chenot, der »Praeses Consessus medicorum« oder Vorstand der Ärzteversammlung war, bemühte sich, außer der vorgeschriebenen praktischen Stütze auch eine weitere Ausbildung der Amtfrauen zu schaffen. Den geeigneten Mann zu letzterem Zweck bestellte das Landesgubernium beinahe gleichzeitig mit Peltz's Ernennung. Er hieß Michael Blasius, Magister der Geburtshilfe. Als Lehrer dieser Kunst kam er nach Hermannstadt. Nun wurde der Unterricht programmäßig geregelt und scheinbar dem bisherigen weit überlegen, da die neuen Schülerinnen zwei Prüfungen zu bestehen hatten, erst vor ihrem Lehrer, nachher aber — um juriert zu werden — auch vor einer Kommission, die ihnen das Ausübungsrecht zuzuerkennen vermochte. Zur völligen Erläuterung der Sache hilft folgendes Attestat, dessen Original in der Brukenthalischen Bibliothek aufbewahrt wird:

»Wir Unterfertigte geben mittels gegenwärtigen offenen Briefes jedermann zu vernehmen, daß Sara Schwarzin, hiesige Bürgerin Uns demüthig vorgebracht, Sie habe zu Erlernung der Hebammenkunst, den Vorlesungen und Anweisungen des allhier in Hermannstadt bestellten Lehrers Herrn Michael Blasius mit möglichstem Fleiß beygewohnt, deme zu Folge auch von der erworbenen Wissenschaft die Probe abgelegt und hievon ein sehr gunstiges Attestat vorgewiesen, daher Sie sich in Stand befände in den Grundsätzen der Hebammenkunst und in den einer Hebamme zustehenden Handanlegungen die öffentliche Prüfung auszuhalten, hiemit uns gebetten Ihren Vorhaben geneigt zu willfahren. Diesem zu Folge, und in Kraft eines Ihro Kays. Kön. Apost. Majestät und allergnädigsten Landesfürstin, an das Hohe Landes Gubernium des Großfürstenthums Siebenbürgen unterm 5 März 1774 erlassenen Rescripts, haben Wir den 14ten Julii dieses Jahres gedachte Sara Schwarzin, in der Grundlehre der Hebammenkunst und in denen vor u. nach der Geburt, so wohl gewöhnlich als auch außerordentlich vorkommenden Vorfällen, der Ordnung nach gefragt und geprüft wobey Sie durch ihren Antworten eine solche Kantnuß u. Fähigkeit dargethan, daß Wir einhellig beschlossen Ihr Sara Schwarzin die Erlaubnuß, wie hiemit geschiehet zu ertheilen, aller Orten Siebenbürgens die Hebammenkunst zu üben; versehen Uns aber dabey daß Selbe in allen Zweifelhaften u. gefährlichen Geburtsnöthen, Rath, Hilf und Beystand zu vorderst eines Meisters der Geburtshülfe, auch wo es nöthig eines Arztes oder Wundarztes, und wie die Umstände sich ergeben können, auch deren geprüften und ehrsahmen Hebammen bey Zeiten suchen und anflehen, endlich auch zu vorderst das ge-

wöhnliche Jurament gehörigen Orts ablegen solle. So geschehen Hermannstadt den 14ten Monats Tag Julii 1778: A d. Chenot, Med. Dr., K. K. Sanitätsrath u. Protomedicus von Siebenbgen. Samuel Bedeus, Stadt Physicus von Hermannstadt. Mich. Theoph. Blasius, K. K. öffentlicher Lehrer der Geburts Hülfe«.

So waren nun die Aspirantinnen nicht mehr wie früher auf den ausschließlich praktischen Unterricht bei einer älteren Hebamme in der Stadt angewiesen. Indessen hatte außerdem noch ein sehr wichtiges Ereignis auf gleichem Boden stattgefunden: die Gründung einer Hochschule in Klausenburg. Im Hermannstädter Magistratsprotokoll vom 26. August 1774 steht zu lesen: »Commissio Gubernialis intimiert denen hiesigen Chirurgen bekannt zu machen daß Allerhöchst IHro Majestät auf der Clausenburger Universität einen Professoren der Chirurgie, Anatomie und Hebammenkunst mit einem jährlichen Gehalt von 400 Fl. anzustellen resolviert hätte; falls sich demnach hier jemand zu dieser Professur meldete, solches einzuberichten«. Dann wird am 11. Februar 1775 »intimiert zu publicieren daß diejenigen welche die Chirurgie und Hebammenkunst auf der Universität Clausenburg zu erlernen ein Verlangen tragen, sich solcherweg bey dem zum Lehrer dieser Wissenschaften allerhöchst resolvierten H. Joseph Laffer zu melden hätten«.

Es war ein guter Anfang, der zugunsten der Entbindungskunst in ganz Siebenbürgen erfolgreich wirken sollte. Nur wurden die Hebammen nicht vor 1790 zu einem ihnen bestimmten Kursus zusammen berufen und erst 1791 wurde ihnen vorgeschrieben, sich unbedingt über ihre Kenntnisse mit einem Zeugnis von seiten der Klausenburger Akademie zu versehen. Daß die neue Ordnung einen starken Einfluß auf die Förderung des Hebammenstandes übte, ist unzweifelhaft. Auf wirtschaftlichem Gebiet wird es besonders bemerkbar; wenn von nun an mehr Amtfrauen sich Vermögen erwerben, ja sogar beträchtliche Summen nachlassen können — wie Barbara Dunst und Maria Kayser —, so hatten sie es gewiß dem zu Ende des Jahrhunderts sehr gesteigerten Ansehen ihres Rufes zu verdanken.¹

Darum ist Sigerus' Meinung, daß es 1793 mit den Amtfrauen nicht besser als fünfzig Jahre früher bestellt war, kaum haltbar, obwohl der wahrheitsliebende Schriftsteller sich auf den angesehenen Arzt Andreas

¹ Als aber im Juni 1813 Michael Blasius starb, erbte seine Witwe (geb. Maria Hintzel) und seine Tochter Maria Magdalena, Gattin des Senators Dietrich aus Mühlbach, kaum mehr als 1700 Fl.

Wolff stützt und die Anführung, es wäre die Praxis der Hebammen seiner Zeit (nämlich um 1793) »ein ganzer Ocean des Verderbens«, ohne weiteres billigt. Betrachten wir die Sache etwas näher, so ändert sich ihr Aussehen. Die Sterblichkeit der Frauen war zwar groß und sollte es noch lange bleiben. Schuld daran waren aber nicht nur die Hebammen, sondern auch die Ärzte und Chirurgen, die den Wöchnerinnen Beistand leisteten, denn in der damaligen Lage der Medizin regte sich noch kein Gedanke an die richtige Ursache des sogenannten Milchfiebers, und diese gefährliche Ansteckung konnte nicht nur ungehindert herrschen, sondern auch von einem Fall zum anderen, sogar durch Gelehrte wie Dr. Wolff, unbewußt übertragen werden. In dieser Beziehung waren die Chirurgen, welche damals immer eiternde und häufig mit Rotlauf verschlimmerte Wunden in Behandlung hatten, am allerersten verdächtig. Es erlagen deshalb außer armen Frauen aus dem Volke oft genug auch wohlhabende Bürgerinnen und adelige Damen, denen der ärztliche Beistand nicht fehlte.

So starb den 10. November 1785 die vornehme Frau Sara Susanna von Brukenthal, Gattin des Baron Michael, K. Kommissärs des Hunyader Komitats. Ihre Krankheit war ein hitziges Gallenfieber, welches »durch die darzu gekommene Geburt und die solche begleitende Wund- und Milchfieber äußerst verschlimmert wurde« ... »An Aerzten hat es uns nicht gefehlt«, schrieb der tiefbetrübte Witwer an seinen Onkel. — »Auch der Accoucheur Blasius aus Hermannstadt«¹ war da. Nur, weiß Gott, ob das ein großer Vorteil gewesen und nicht eher als einer der Unheil herbeiführenden Umständen zu betrachten ist!?

Gleiche Fälle kamen übrigens noch viel später, auch nicht bloß in Siebenbürgen vor, und es taugt für alle dieselbe trostlose Frage. Sogar in Wien! »Die Fürstin Metternich ist an einem in den Kopf getretenen Milchfieber verschieden«, schreibt Friedrich Genz den 17. Januar 1829, und fügt dann hinzu: »Dies ist eine Begebenheit, deren Folgen sich gar nicht berechnen lassen«. — Vielleicht! — können wir erwidern —, aber deren Ursache heutigentags als gründlich bewiesen gilt. Wir nennen sie *Septicaemie* und wissen, daß das Milchfieber eine, leider zu oft, den Händen der Geburtshelfer zuzuschreibende Blutvergiftung war.

¹ Briefe an Freiherrn Samuel von Brukenthal. Ver.-Arch. Bd. 31, 1903, 885.

Es bedurfte des Genies eines Ignatz Philipp Semmelweis,¹ um die Sache festzustellen. Das geschah um die Mitte des 19. Jahrhunderts und gestaltete erst recht eine Begebenheit, deren Folgen sich gar nicht berechnen lassen konnten. Darum durfte Andreas Wolff in der Beschränktheit des ärztlichen Gesichtskreises seiner Zeit, trotz aller biedersten Sachlichkeit, allen Hebammen eine ungerechte Beschuldigung aufbürden.

Mögen die hier geschilderten Umstände zu ihrer Ehrenrettung dienen!

¹ Geb. 1. Juli 1818 in Ofen, gest. 14. August 1865 in Döbling bei Wien; war Professor an der Pester Universität seit 1858.

Die Bedeutung des Genies eines Mannes ist nicht durch die Zahl seiner Werke, sondern durch die Tiefe seiner Gedanken und die Höhe seiner Ziele zu messen. Ein Mann, der nur für die Befriedigung seiner persönlichen Interessen lebt, wird niemals die großen Taten vollbringen, die die Welt verändern. Ein Mann, der sich für die Wohlfahrt seiner Mitmenschen interessiert, wird die Kraft finden, die ihm notwendig ist, um die größten Schwierigkeiten zu überwinden.

Am 1. Juli 1818 in Wien, am 14. August 1885 in Dölling bei Wien war Professor an der k. k. Universität seit 1858

Die Wissenschaften sind nicht nur eine Quelle der Erkenntnis, sondern auch eine Quelle der Erbauung. Durch die Beschäftigung mit den Wissenschaften wird der Geist geistig gehoben und der Charakter geformt. Ein Mann, der die Wissenschaften liebt, wird in der Lage sein, die Schwierigkeiten des Lebens zu überwinden und die Tugenden der Gerechtigkeit und der Mäßigkeit zu erlangen.

Am 16. November 1855 wurde Herr Franz Joseph von Salm-Reifferscheidt-Ronsperg als Mitglied des Reichsrates in Wien ernannt. Er war ein Mann von großem Verstande und hoher moralischer Integrität. Seine Verdienste um die Wissenschaften und die Wohlfahrt seiner Mitmenschen waren allgemein anerkannt. Er war ein Mann, der die Interessen seiner Mitmenschen über seine persönlichen Interessen stellte.

Die Wissenschaften sind die Grundlage der menschlichen Kultur. Durch die Beschäftigung mit den Wissenschaften wird der Mensch zu einem vernünftigen Wesen, das die Tugenden der Gerechtigkeit und der Mäßigkeit erlangen kann. Ein Mann, der die Wissenschaften liebt, wird die Kraft finden, die ihm notwendig ist, um die Schwierigkeiten des Lebens zu überwinden und die Tugenden der Gerechtigkeit und der Mäßigkeit zu erlangen.





MEDICINA LA CRAIOVA IN 1831

de

Dr. G. Z. PETRESCU

Printre măsurile sanitare pe cari introducerea Regulamentului Organic în Principate la anul 1831 le impuse imediat, a fost și reglementarea practicii medicale, scopul acesteia fiind de a stârpi șarlatania a tot soiul de empirici, care cu toate încercările făcute de Domnitori de vre-o jumătate de secol, nu putuse fi stăvilită și luase, mai ales în centrele mari, o dezvoltare mereu crescândă.

„Komisiunile doftoricești” din București și Iași fură îndatorate de a verifica titlurile tutulor acelora cari se îndeletniciau cu căutarea sănătății concetățenilor lor, dar nu numai în capitalele în cari funcționau ele, ci în toată întinderea Principatelor, căci medici mai mult sau mai puțin îndreptățiți a-și exercita profesiunea, dar cari toți se intitulau doftori, se găseau prin toate orașele și târgurile. Afară de medicii angajați cu contract de obștiile comunelor erau o sumedenie de specialiști improvizați: Doftor de cataractă, de boli lumești, de boala copiilor, de turbare, etc. Comisiunea medicală instituită atunci în București și compusă din protomedicul Munteniei Dr. C. *Istiotis* plus D-rii G. *Alexandridis*, N. *Gussi*, C. *Vuvukis* și St. *Vasiliu*, se adresă medicilor oficiali pentru a obține relații asupra practicienilor cunoscuți lor și pe urmă, fie-căruia din aceia îi puse în vedere obligația de a-și înfățișa actele academice spre cercetare.

În Craiova funcționa ca medic comunal, încă de pe vremea administrației generalului Rus *Engelhardt* (1808—12), Dr. *Const. P. Ferraris* zis și *Feraru* și *Hieraru*, diplomat de Facultatea din Pavia (1797). Dela el se cerură informațiile trebuincioase, făcându-i-se totdeodată rugăminte ca să primească sarcina onorabilă și filantropică de a revizui farmaciile din Craiova, punând în joc toată strășnicia față de acelea cari, abuzând de încrederea publicului s'ar deda la vre-o neorânduială.

Comisiunea îl mai invită să binevoiască a întruni din când în când la el ca „veterant” (sic) al științei, pe toți medicii cari practică în ținut(?), cerându-le dări de seamă asupra tutulor cazurilor interesante observate de ei. Apoi dorește să cunoască numele acelor Domni și felul diplomelor ce le au. Termină asigurând pe bătrânul confrate că, nimeni mai bine decât Comisiunea nu cunoaște

serviciile continue ce el le-a adus țării, cu un desinteres rar și numeroasele sale jertfe pentru cauza umanității.

La această adresă redactată în limba franceză și purtând data de 13 Marte 1831, *Ferraris* nu lipsește de a da răspuns în aceeași limbă, cu același stil afabil. Scrisoarea sa conține slăvirea tuturilor aceloră cari au întreprins frumoasa operă de reorganizare socială a Țării Românești și mulțumiri sincere pentru-că'i s'a făcut cinstea de a fi chemat să colaboreze și el în măsura slabelor sale mijloace la acea operă, fericit dacă va putea justifica întru cât-va încrederea ce'i s'a manifestat. Mai interesante sunt însă amănuntele ce le dă mai departe despre stările și împrejurările locale de ordin sanitar. Iată traducerea literală a acestei părți a răspunsului trimis la 16 Aprilie Comisiunei:

„Aflați Domnilor, că este aci un al doilea medic al orașului numit *Mihail Vilag*, magistrul chirurg („Chirurgien de robe longue”), bun practician care a urmat cursurile la Viena și are atestate în regulă. Un al treilea inițiat în artă, anume *Baarmann*, posedă adevărinite. A slujit în timpul ciumei, este bun inoculist, flebotomist, trebuincios publicului și pentru inspecția cadavrelor. Cât despre ceilalți, nimic n'am de spus. Numai poliția cea nouă îi va putea cumiți.

Farmaciiști sunt trei la număr, anume *Kohler*, *Schwab* și *Lazăr*, bărbați iscusiți, având oficine în ordine. Prețurile medicamentelor sunt moderate.

Aștept cu nerăbdare instalația noului Guvern, care va pune în execuție cea-ce onorabilul Comitet¹⁾ va găsi de cuviință ca, de pildă, a supune pe ori-cine la îndatorirea de a arăta cu ce drept exercită medicina. Să se oprească spițerii de a elibera medicamente fără prescripția persoanelor autorizate, de ale căror rețete vor și ține registru. Să se interzică droghiştilor vânzarea otrăvurilor și drasticilor. Să se svânte miasmele și exhalatiile homicidiale (sic), de cari este îmbuibat orașul cu împrejurimile lui”. — Semnează: *C. P. Ferraris*²⁾.

Fără îndoială, *Ferraris* cunoștea bine situația, dar cel puțin în cea-ce se refera la numărul medicilor din Craiova, darea de seamă de mai sus este inexată. La data ei se aflau și alții cu titluri cari îndreptățeau la practica medicinei. Mai întâi încă dela începutul anului 1831, Comitetul Carantinilor orânduise în Valahia mică pe Dr. *Manolaki Rizu* cu leafă de 400 lei pe lună. Apoi la 31 Ianuarie, se numise din porunca lui *Kisselef* (No. 466), un Comitet medical compus din Dr. *Scarlat Karaiani*, plătit cu 400 lei pe lună și alți doi medici cu leafă de 200 lei, special pentru combaterea holerei care bântuia în Craiova. *Karaiani* fusese medicul orașului Cerneți, pe atunci capitala județului Mehedinți; plecând însă din această slujbă, obștia locuitorilor se adresa Divanului, cerând ca să'i se desemneze alt medic. Arăta deslușit capacitatea ei de plată într'o adevărată listă de abonamente, cuprinzând numele a 27 boeri și 4 negustori mari, cari se angajau a da anual

1) Comitetul Carantinilor.

2) Arhivele Statului. Dos. S. S. ¹/₁₈₃₁

pentru retribuția medicului, între 30 și 150 taleri, deosebit de proviziuni ce mai ofereau unii și cari însumau una mie okale pe an. Alți 50 lei îi se asigurau din partea celor doi ispravnici (câte 20) și a sameșului județului (10).

Numele celorlalți doi medici din Comitetul holerei nu'l aflăm din actul privitor la această chestiune. Se poate crede că ei erau chirurgii *Filip Fokt (Vogt)* și *Carol Tzink*, de oare-ce curând după stingerea holerei, cel d'întâi fu numit medic carantinesc la Cerneți, iar al doilea medicul ocrugului I (județele Dolj și Gorj). De altfel, chirurgi în genul felcerului *Andrei Baarmann*, nu se poate să nu se mai fi găsit câți-va în Craiova, practicând medicina nestingheriți, după cum se aflase mereu de mai bine de cinci-zeci de ani și erau și'n București destui. Decât, de aceștia *Ferraris* scria că n'are a se interesa și'i clasa probabil la olaltă cu șarlatanii empirici, cari bine 'nțeleș nu lipseau. Despre aceasta avem dovezi tipice. Astfel tot în Aprilie 1831, Divanul țării trimite Comisiunei o copie după jalba unui *Constantin Hagi Belu*, care zice că din țara turcească unde s'a îndeletnicit cu „tămăduirea de felurimi de patimi și beteșuguri de oki, prekum atestaturile ce are la mână dela kâțiva din cei ce i-a tămăduit adeverează”, a venit să se așeze în Craiova unde are rude, tămăduind și aici pe unii, dar în loc de a fi recunoscut folositor, a fost apucat de „zapciu orașului cel de străini” ca să plătească doi galbeni împărătești pe patru luni și deși a reclamat ispravniciei n'a fost scutit. Se roagă să fie lăsat a practica fără de nici-o dajdie, căci altfel se va duce de unde a venit și unde era ocrotit...

Comisia scrie lui *Ferraris* numai decât, să'i facă „ku deamă-nuntul cercetare dakă ku adevărat este îndemănatek la acel fel de tămăduiri și de ființa adevărului să fakă kunoskut” ca și Divanul să poată pune la cale cele de cuviință.

Ferraris răspunde că nu'l cunoaște nici nu l'a cercetat, dar a auzit și d'însul c'ar fi tămăduit pe unii. De altfel acum *Hagi Belu* a plecat la București. „Dum. Vstre sunteți mai prokopsiți ka mine, cerkați ka să'i dovediți meșteșugul, de este după kum îl arată, sau nu”.

Tonul acestui raport ne dă de bănuît că, la 7 Mai când îl scrise, „veteranul” avea un resentiment față de Comisia doftoricească din București și motivul nu poate să fi fost decât o insuficiență luare în considerație a coprinsului scrisorii sale dela 16 Aprilie, poate chiar numirile în slujbe ale unor medici pe cari nu'i agreea el. Dacă tot aceasta l'a făcut să părăsească orașul în care practicase vre-o treizeci de ani, nu știm. În tot cazul la sfârșitul anului se mută și el în București, unde reuși să ocupe un post de medic de v ă p s e a (quartal), în locul lui *Ștefan Vasiliu*, care n'avea titlul de Doctor. Iar când, la 14 Decembre 1833, „din ordinul Președintelui Plenipotent G-ral *Pavel Kissilef*, s'au desființat din postul său pentru kauze binekuvântate”, el a rămas mai departe în București, având destulă avere. Hotărât la început să se întoarcă la Craiova, chiar arvunise casele medelniceresii *Marghioala Izvoranca*, dar renunțând

pe urmă la planul său, se judecă cu Cocioana *Marghioala*, până 'și recăpătă arvuna³⁾. Se vede că pe când se pregătea de întoarcere, nu era liberă casa sa proprie, pe care o cumpăraseră altădată cu locul ei împrejmuit, dela medelnicerul *Ioan Sâmboteanu* și o vându în 1841⁴⁾ urmașului său la slujba orașului.

În locul lui *Ferraris*, medic al Craiovei fu numit la 1 Februarie 1832, D-rul *Petre Veron*, originar din Thracia, diplomat de curând de Facultatea de Medicină din München (cum eminentia), pe baza unei teze de obstetrică⁵⁾ și care obținuse libera practică la 8 Ianuarie.

Succesul acestui tânăr în clientelă fu deplin, căci nu trecuse încă zece ani dela instalarea sa, când își putu îngădui să cumpere dela *Ferraris*, nu numai casa din oraș, ci și moșia pe care o avea acesta în hotarul Prisecii, plătind'o peșin 400 galbeni⁶⁾.

La data intrării lui *Veron* în funcțiune, o parte din boerii Craioveni doreau să aducă din Sibiu un medic cunoscut lor din vremea repetatelor lor pribegii peste munți. Obținuse pentru aceasta învoirea Marelui Vornic din lăuntru, iar cu Vornicia Orașului pusese la cale a se înființa un post special cu leafă de 600 lei pe lună, fiind bine stabilit că doctorul este dator să caute pe săraci fără nici o plată, iar cei cu stare au să'i plătească vizitele⁷⁾. Dar iată că cel ales, Dr. *Johann Komminek*, nu s'a lăsat ademenit de oferta avantajoasă a boerilor noștrii și a preferat să'și păstreze locul său de medic al Cămării (Kameralarzt) la Ocna Sibiului, din care nu eși decât în Februarie 1845... la pensie. — Norocul lui *Veron!* — E drept că medici, și mai buni și mai răi, n'au întârziat de a se stabili în Craiova ca'n orice oraș bogat. Erau aci particulari cu dare de mână, cari plăteau medicului lor trei sau patru mii lei pe an.

De farmaciști, am văzut că *Ferraris* era foarte mulțumit, căci pe toți îi laudă. Erau vremuri acelea, când spițerii se întreceau în trimisul plocoanelor la medicii cu vază. Păcat că nu erau mai mulți, căci nici n'au fost mult timp alții, decât cei arătați de el. Oficinele lor există încă toate. A lui *Koller* (Leopold) este „S-ta Treime” de astăzi, fondată la 1818 de *Johann Honterus* din Brașov, un descendent al marelui reformator Sas⁸⁾. A lui *Schwab* (Andrei), stăpânită de acesta de pe la 1820, este „Apolo” de astăzi, probabil fondată la 1790 de *Friedrich Alexander*, magistru în chirurgie și 'n farmacie, practicând ambele arte, îndeplinind și slujba de staroste al Agenției consulare cezaro-crăești. În fine a lui *Lazăr*

3) Socotelile Vătășiei de Aprozi din Dolj pe 1837, Arhv. St. Buc.

4) Buletin Oficial al Țării Românești 1841, No. 48.

5) „Ce s'a scris mai recent despre excelentul instrument obstetrical denumit pelvimetru și embryometru“.

6) Buletin Oficial al Țării Românești 1842, No. 29. Cf. și *Iorga*, Analele Acad. Rom. Seria II, Tom. XXXVI, Sect. Ist.

7) *Iorga*. Studii și Documente, VIII, p. 172.

8) *Gusbeth*. Zur Geschichte der Sanitäts-Verhältnisse in Kronstadt. — Brașov 1884.

(„Aurora”), este poate cea mai veche, deși el n'o stăpânea decât de câțiva ani. În adevăr, nu putem ști deocamdată care din cele două oficine din urmă a fost continuarea celei pe care o înființase *Ludwig Lorenz Langendorf*, încă din timpul lui *Al. Ipsilanti* (1774—82). Farmacia lui *Lazăr* era instalată într'una din boltele din Podul Prisecii, alături de a lui *Riga* croitorul, proprietatea pitarului *Ene Pană*. Aceste bolte scăpase de foc în Decembrie 1800, când Craiova a fost prădată și arsă de Pasvangii. În schimb la 1821, fugind spițerii cu boerii și negustorii toți, au fost devastate câteși-trele oficinele și cu greu s'au redeschis pe urmă.

Venind însă vorba de pitarul *Ene Pană*, nu pot încheia o schiță din viața Craiovei de acum un secol, fără ca să precizez această figură destul de caracteristică dar puțin cunoscută. Se știa de contemporanii sei toți, că este foarte bogat; că are moșii, păduri, vii, zahana, case și locuri de case, avere făcută cu propriile sale puteri. În tinerețe, pe când nu era încă decât „*Kir Ianaki*” făcuse negoț, câștigând bine. Reușise apoi cu un tovarăș să ia în arendă ocnele și vămile, pe un preț care-i îngădui deodată beneficii considerabile.

Om aprig la câștig, se puse pe cumpărat tot felul de bunuri producătoare de venit; își făcu însă și gustul deșert de a'și procura un mic titlu de boerie: Pe vremea lui *I. Gh. Caragea* (1812—18), Chir *Enache* cămărașul deveni „*Pitarul Ene*” și averea sa sporea mereu. Umblară mult să'l prindă zaverzii la 1821⁹⁾ și mi l'ar fi vămuit ei de sigur, pe fostul vameș, cum se cuvine, dar n'au avut noroc. Ce folos însă, căci moarte năprasnică i-a fost scris să'i fie soarta, și încă într'o epocă de liniște absolută, când nici n'o fi visat că'i se poate întâmpla așa ceva. Faptul este că într'o dimineață din toamna anului 1832, pitarul *Ene Pană* a fost găsit asasinat și cu casa prădată...

Când peste puțin timp, ucigașii fură prinși în județul Romanți, ei mai aveau asupra lor din banii furați peste 16.000 lei. Averea imobilă fu vândută la mezat, epitrop fiind paharnicul *Nicolae Brăiloi*. Rând pe rând se strigară casele, boltele, argintăria, zahanaoa și via din Drăgășani. Apoi moșiile Coșoveni, Dărvești, Mușatești, Ciurari, muntele Dumitra din Gorj și muntele Cheia din Prahova, toată agonisita unei speculații intense, cine știe cu ce privațiuni, timp de peste patruzeci de ani. Produsul vânzării fu frumușel... și unde mai punei că, cu prilejul ei, fu executat și *Lazăr* spițerul, care s'a găsit datornic cu „139 lei, 32 parale din kiria prăvăliei” !?¹⁰⁾.

9) Iorga. Studii și Documente, VIII, p. 130.

10) Socotelile Vătășiei de Aprozi din Dolj pe 1837, Arh. Stat. Buc.

**REVISTA
ȘTIINȚELOR MEDICALE**

EXTRAS

No. 2 — Februarie 1933

Dr. G. Z. PETRESCU

CINE A FOST DOCTORUL DEPALTE

TIP. „CULTURA“
BUCUREȘTI
1933

REVISTA
STINTELOR MEDICALE

EXTRAS
No. 2 - Februar 1913

DR. G. A. PETRESCU

CINE A FOST DOCTORUL DEVALTE

1913
BIBLIOTECA
SOCIETATEA ROMANA DE
MEDICINA

**REVISTA
ȘTIINȚELOR MEDICALE**

EXTRAS

No. 2 — Februarie 1933

Dr. G. Z. PETRESCU

CINE A FOST DOCTORUL DE PALTE

**TIP. „CULTURA“
BUCUREȘTI
1933**

REVISTA
STINTOR MEDICALE

EXTRAS
No. 2 - February 1921

Dr. G. J. BETHCOU

CINE A POST DOCTORAL DEPART

THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

CINE A FOST DOCTORUL DEPALTE

de

Dr. G. Z. PETRESCU

Imprejurările în cari se ivise moartea Domnului Munteniei Alexandru Șuțu, erau potrivite pentru a da acestui sfârșit o înfățișare oareș-cum dramatică. Intâmplată în chiar ajunul izbucnirii revoluției grecești din 1821, după o boală destul de lungă dar în aparență nu prea gravă, care — pe cât se putuse — fusese tăinuită, ea sfârni firește svonul că Domnul a fost victima unei conspirațiuni.

„Șuțu — scrie Xenopol — simțise mișcarea eteristă care pe timpul lui ajunsese însămnată. El era însă dintre acei greci ce nu vroiau să-și compromită poziția prin o răscoală în contra Turcilor. El se opune deci pe cât se poate mișcării eteriste... Eteriștii însă nu erau oameni a da îndărăt înaintea unei piedici pusă chiar de un Grec planurilor lor“... Ei hotărâră să-l înlătore din calea lor și puseră pe medicul curții, Depalte, să otrăvească fântâneaua pe care Domnul o avea la braț¹⁾.

Depalte!?... Cine era acest medic, care și-a găsit loc în istorie numai datorită prezumției c'ar fi comis o crimă?

Aricescu²⁾, povestind întâmplarea, îl numește „Caimacamul Craiovei“. Adăoga apoi în nota, că după unii istorici, pe Șuțu l'ar fi înveninat Doctorul Hristari și citează pe Ilie Fotino, care scrie că rolul lui Depalte

1) A. D. Xenopol. Istoria Românilor, Iași 1892. Vol. V, p. 440.

2) C. D. Aricescu. Istoria revoluțiunii române dela 1821. Craiova 1874, p. 39.

ar fi fost tocmai de a se opune reușitei atentatului pus la cale, dar sosise prea târziu din Craiova și ajutorul său nu mai fusese de nici un folos: „Asemenea vorbe se răspândiră mai în urmă și de către oamenii Curții Domnesci, cum că adică, moartea lui ar fi fost provenită din otrăvire, prin fontanella dela mâna stângă, de către medicul Hristari, precum se zicea pe atunci. Căci pe când zisul domn era încă în agonie, se aduse în toată pripa Caimacamul Craiovei de atunci Depalto (sic), spre a-l căuta și dânsul ca vechiu și credincios medic al casei acestui Domn“³⁾.

Urechia⁴⁾ nu prea dă crezare faptelor relatate de istoricii precedenți, cu atât mai puțin cu cât în raportul prin care girantul consulatului francez Pagé anunța guvernului său sfârșitul lui Șuțu, se arăta că decesul provenise din „urmările unui erizipel flegmonos, care i s'a suit în piept“⁵⁾.

Va fi fost Alexandru Șuțu otrăvit sau nu, de Depalte sau altul, nu căutăm deocamdată și, din versiunile asupra morții sale expuse aici, reținem numai noțiunea că ultimul domn fanariot al Munteniei avea un familiar, om de încredere, care era totdeodată medic și caimacam la Craiova. Să cercetăm dacă în niscai-va documente putem afla confirmarea acestor date și ceva amănunte precise, cari să arunce mai multă lumină asupra persoanei acesteia.

Mai întâi, numele Depalte nu se află în nici un act original și pare a fi o alterație populară a altui nume ușor de găsit. Intr'adevăr, Caimacamul Craiovei pe vremea lui Al. Șuțu era un Tipaldo, nume care sună cam la fel, și iată ce știm despre acesta:

Intr'un studiu asupra boerilor Munteniei redactat prin 1822 de consulul prusac Kreuchely, după cererea am-

3) I. Fotino (Tr. Georgescu). T. Vladimirescu și Al. Ipsilante.... Buc. 1874, p. 3.

4) V. A. Urechia. Istoria Românilor, București 1898; Vol. XII, pag. 506.

5) Hurmuzaki. Documente Vol. XVI, p. 1033, MCMXCI.

basadorului din Constantinopole, citim că la suirea pe tron, Alexandru Șuțu numi de Caimacam al Craiovei pe Doctorul Constantin Tibalto (sic) care fusese medicul său în Constantinopole și'l împrumutase cu suma de 300.000 piaștrii cu ocazia numirii sale în domnie. Principele drept răsplată îi dete caimacamia, pe care trebuia s'o păstreze „D-zeu știe cât“. O mai ținea încă și când Șuțu muri. Nu'și pierdu locul decât la venirea la scaun a Domnului Scarlat Kallimach, care-l înlocui cu Constantin Samurkaș⁶⁾. Intr'un raport anterior Kreuchely arată că Vodă făcuse pe Tibaldo (sic) postelnic⁷⁾.

Am avea prin urmare o dovadă că cele relatate de istoricii noștri sunt exacte, cel puțin în parte căci Tibaldo sau Tibalto nu poate fi decât Depalte al lui Aricescu, Depalto al lui Fotino. Avem apoi un amănunt nou, numele Constantin pentru a ne ajuta în cercetări mai departe asupra personagiului. Vom vedea că există aci o confuzie grozavă, căci la primul nou act pe care'l confruntăm cu cel precedent găsim o nepotrivire de nume. Documentul în chestiune se află la Muzeul Gorjului din Târgu-Jiu, este datat din 20 Oct. 1820 și poartă însemnarea: „Carte dela Ioan Tipalt, biv. Vel. Post. Caimacam Craiovii“. O confirmare a numelui o dă pecetea care întărește actul și pe care, deosebit de un leu cu coroană, se văd inițialele Io Tp. Cm Cr. și anul 1820⁸⁾.

Caimacamul Craiovii numit de Al. Șuțu, care'l făcuse și postelnic, nu se numea deci Constantin ci Ioan și rămâne ca să găsim explicația greșelii făcută de consulul Prusiei. Să vedem însă dacă marele boer era medic, cea-ce din documentul gorjan nu se poate conchide.

6) Hurmuzaki. Documente. Vol. X, p. 497.

7) Ibid. p. 96.

8) Iorga. Studii și Documente, VI, p. 517. — Urechia, loco cit. p. 113, îi dă numele greșit dar arată data numirii sale a fi fost 16 Mai 1820.

După un raport al lui Kreuchely din 1 Febr. (20 Ian st. v.) 1821⁹⁾, lucrul ar pare cert. Diplomatul german spune că'n boala lui Al. Şuţu, doctorul Tibaldo caimacamul, venise o primă dată în Bucureşti chemat de Doamna. Vodă însă supărat de sosirea sa neaşteptată, îl silise să se întoarcă la Craiova, „par le temps le plus rigoureux, le plus horrible“. Peste câteva zile fu rechemat, cu consimţământul Prinţului, pe care nu'l mai părăsi până ce acesta şi dete sfârşitul, ba nici chiar atunci. Este în adevăr foarte sigur că Al. Şuţu murise la 13/25 Ianuarie, dar că decesul fu tăinuit câteva zile spre a se lucra în acest timp la Constantinopole, în favoarea numirii beizadelei Nicolae ca succesor. Şi cât ţinu acest răgaz, — scrie Kreuchely în raportul său dela 13 Febr. st. n. — „aucun médecin ne fut plus admis (Se'nţelege!), que le seul kaïmakan de Krayova, docteur Thibaldo(sic), qui se contenta de donner aux autres des relations de l'état de santé du hospodar¹⁰⁾“.

Este evident că avem aface cu un medic, care a asistat pe muribund până la urmă şi, devotat familiei, a consimţit a'şi mistifica confracii şi cu ei tot poporul, cât timp interesele acelei familii cereau de la el păstrarea tainei. Aşa dar ne-am putea da convinşi că Ioan Tipalt sau Tibaldo, Caimacamul Craiovii sub Al. Şuţu, era doctor în medicină, afară decât numai dacă presupunem existenţa vre-unui omonim al Caimacamului, purtând în adevăr numele de Constantin şi care ar fi fost *el* medicul în cauză, dar fiind puţin cunoscut în lumea diplomatică, a putut fi luat aci drept cellalt Tipaldo, înalţul dregător, mai în vază ca el, confundându-se ast-fel două persoane într'una. Să nu ne grăbim, ci să mai vedem şi alte acte.

Un raport din 19 Iunie 1802 al agentului consular austriac din Bucureşti, Merkelius, către vicecancelarul Austriei Comitele Colloredo pomeneşte de un „Tipaldo, türkischer Geschäftsträger in Wien“¹¹⁾. De acest

9) Hurmuzaki. Documente, Vol. X, p. 99.

10) Ibidem, p. 103.

11) Colecţiunea Fr. Zimmermann, Muz. Brukenthal, Sibiu.

„Insărcinat de afaceri al Turciei“ este apoi iarăși vorba în corespondența legățiunii franceze din Constantinopole în 1805—10, în legătură cu intrigile și mașinațiunile familiilor fanariote. Aflăm că el avea un frate *medic* „Alphonsato Tipaldo“ născut în Cefalonia, care stăruia să obțină un loc de medic militar în patria sa, Insulele Ionice. Cererea sa fiind luată în considerație, el era gata, în Ianuarie 1810, să plece la postul obținut¹²⁾. Este prin urmare bine stabilit că un Tipaldo a fost medic și că acesta nu se numea Ioan, ca Tipaldo Caimacamul. Să fi existat oare doi medici cu acest nume? Spre a ne lămurii trebuie să vedem dacă între medicul militar (Alphonsato) de care se vorbea la 1810 și acela din Craiova de pe vremea lui Alexandru Șuțu se poate stabili vreun raport, sau dacă nu cum-va sunt chiar unul și același. *A priori* lucrul acesta mi s'a părut cu atât mai verosimil, cu cât medicul din Constantinopole se zicea a fi, ca și fratele său din Viena, dintre dușmanii Ipsilanților. El urmărea jocul Franței, căreia i se arăta foarte devotat și se poate prea bine ca aceasta să'l fi apropiat de Șuțești cari nutreau aceleași sentimente, iar mai apoi Alexandru Vodă fiind Domnul Țării Românești, doctorul să fi părăsit alte slujbe pentru a urma pe acest client princiar. Atunci ar fi el acela ce fusese chemat la căpătâiul Domnului *in extremis* și apoi silit a jucă în timp de o săptămână trista comedie de care am vorbit mai sus. Bine-nțeles însă în acest caz, cum am mai spus, trebuie să admitem existența a doi Tipaldo în Craiova, unul caimacam, celalt medic, fie că ei erau înrudiți, fie că erau numai omonimi.

În absența unor premise suficiente, deducțiile cele mai logice ne pot duce totuși departe de adevăr. Cea-ce lipsea pentru a dovedi justețta presupunerii noastre de mai sus, era un act din care să reiasă că Tipaldo, trimisul turcesc din Viena, era frate și cu Caimacamul Craiovei. Ei bine, acest act, l'am găsit întâmplător¹³⁾ și

12) Hurmuzaki. Documente, Suplim. I 2, p. 308, 310 și 557.

13) Arhivele Statului, București, No. 2330/1823. Jud.

am aflat din el, nu numai ce căutăm, ci și alte amănunte cari nu sunt lipsite de interes.

Este o *anaforă* a Logofătului Dreptății, faimosul Nestor, adresată lui Grigore Ghica Vodă la 15 Martie 1823, asupra unei jalbe dată de Doctorul Tipaldo la zi 'ntâi a aceleiași luni. Medicul, aflător după cum se vede în București, chemase la judecată pe numita Smaranda Divani, pentru moștenirea ce zicea că este rămasă de la fratele lui, Însărcinatul de afaceri turcesc din Viena, „Hatmanul Constantin Tipaldo“.

Doamna Divani, reprezentată de fratele ei Costache, înfățișă o mărturie în scris a lui Constantin Arhiereul Sermiu, duhovnicul Hatmanului, cum că, înainte de a muri acesta, i-a declarat că lasă pe Smaranda clironoamă, „ka una ce i-a fost ka o mumă, soră, soție și slujnikă, ce în totdeauna au arătat cinste și kredință și ikonomie plăcută la ale kasii lui“. Mai afirmă că ea a venit în casa decedatului cu zestrea ei, având făgăduiala sa că o va lua de soție prin cununie. „Dar din pricina răzvrătirii vremii, nu numai kă n'au luat-o în kăsătorie după lege, ci încă și făcea zestre a ei ce au adus-o în kasa lui, la lipsa ce o avea răposatul, au vândut-o și au mânkat-o. Iar mai în urmă îmbolnăvindu-se Hatmanul au și murit“. În diata sa arăta că „pentru acea zestre i pentru slujbele plăcute ce'i au făcut kând se află el în viață“, îi lasă averea sa, multă- puțină, ce se va află. (Erau multe sineturi, dar avea datorii mari, mai ales la frații Ion și Theodor Bacaloglu). Fraților sei le lasă *perusia* rămasă în patrie (Cefalonia) de la părinți.

Mai era și o lădiță care deschizându-se s'au găsit în ea „niște hârtii și o kondikă în kare se văzură trekkute koruspondențiile ce au avut răposatul ku prea puternika Poartă kând se afla la Viena însărcinat cu trebi de ale devletului“ apoi și „o skrisoare ce este ku leat 1805 Iulie 4, zice jăluitarul kă să'i să dea lui fiind kă într'ânsa să vorbește de 2000 fiorini ce au trimis jăluitarul fratelui său Konstantin, la Viena, în sokoteala celuilalt frate al său. Biv. Vel. Postelnik Ioan Depalt“. Mai cere niște sinete de datorii ce are să ia de la unii și

alții cumnatu său Spiridon Treka, adevărate de o-blăduirea Kefaloniei.

Semnează: Antonios Typaldos Iatros.

Judecata împacă părțile, dar mai departe nu ne interesează. Avem acuma lămuririle dorite. Vedem apărând deodată și la olaltă numele adevărate ale celor trei Tipaldo, cu titlurile lor respective și legătura de familie ce era între ei. Constatăm că atunci când se vorbea de doctor Tipaldo, Caimacamul Craiovei“, în realitate se confunda doi frați într'o persoană, iar când acestei persoane Kreuchely îi dă numele de „Constantin“, confundă în ea și pe al treilea frate, diplomatul. În cece privește prima confuzie între caimacam și medic, ea tinde a proba că acesta din urmă era puțin cunoscut în București, ca unul ce și avea de sigur reședința în Craiova și atunci când a fost chemat de Domn, având același nume de familie ca cellalt, s'a crezut că este unul și același. Se mai poate însă ca prima dată să fi fost chemat chiar caimacamul în persoană, pentru afaceri și versiunea că Doamna dase ordinul și supărarea lui Vodă să fie o simplă născocire. De altfel este evident că nici caimacamul nu era prea cunoscut în Capitală și trebuie să ne explicăm confundarea sa cu fratele său din Viena, prin aceea că numele acestuia se pomenise întotdeauna mai mult decât al celorlalți frați, cel puțin în oficialitate.

Să ne întoarcem acum la misterul legat de moartea lui Alexandru Șuțu și să cercetăm întru-cât suspiciunea sau — cum se zicea pe atunci — *prepusul* în care a căzut Dr. Tipaldo, de ași fi otrăvit pacientul, putea să fie îndreptățit.

Nu este exclus de loc ca Vodă să fi murit de urmele erizipelului de care s'a vorbit și ca versiunea fântânii otrăvite de către medic, să nu se sprijine decât pe o închipuire romantică a cărei încolțire s'a bucurat întâmplător de circumstanțe cu totul prielnice. Cu atât mai vărtos că s'vonul nu pornia din cercul cel mai apropiat de Domn, care fără îndoială era exclusiv grecesc și, ca atare, nici n'ar fi divulgat un atentat pus la cale în

lumea eteristă. Ca o dovadă de aceasta ne apare tocmai confuzia între cei doi frați Tipaldo din Craiova, de sigur cu neputință în lumea intimilor familiei domnești. De altă parte însă, prelungirea boalei, cu alternative de restabilire și înrăutățire, apoi mai ales simptomele apărute de la un timp (vărsături și diareia)¹⁴⁾, fac să se plece cum-păna înspre prezumpția unei intoxicații lente cu vre-un preparat arsenical după metoda — dacă se poate zice — elegantă a otrăvitorilor italieni din evul mediu, de ale căror isprăvi Istoria a avut să se ocupe în nenumărate rânduri. Este știut că'n asemenea cazuri criminale, ori-ce sforțări de a se descoperi urmele otrăvii rămâneau neputincioase și moartea victimei se atribuia de medici unor cauze absolut firești¹⁵⁾. Dar dacă admitem că Domnul, mai probabil, a fost ucis, nu va să zică neapărat că trebuie să bănuim pe Tipaldo de această mișelie, de oare-ce n'avem pe ce ne întemeiă, afară de mărturia lui Laurençon și acestuia nu prea putem să-i acordăm încredere. Era într'adevăr un simplu maestru de pension de băeți, fără legături cu Curtea. Apoi flecar ca'n genere Francezii cari se rătăceau pe atunci prin aceste meleaguri, pentru a părea că știe mai mult decât alții, dacă n'a inventat cazul pe de a'ntregul, n'ar fi de mirare ca cel puțin să'l fi denaturat, ușuratic, fără vre-o intenție specială; poate numai printr'o confuzie de persoane.

A ricescu, deși înclină spre părerea contemporanului francez, pe care'i au repetat'o câțiva bătrâni, totuși n'a trecut cu vederea nici versiunea relatată de Ilie Fotino, expusă mai sus, cum că vinovat de otrăvirea Domnului nu era Depalte ci Doctorul Hristari. Și bănuielile noastre, dacă este vorba de acest al doilea medic pot fi cu atât mai tari, ba încă cu atât mai ușor putem admite chiar veracitatea atentatului însuși, cu cât, pe de o parte, această versiune este aceea a „oamenilor Curții Domnești“ și, pe de alta, persoana lui Hristari, după câte știm

14) Hurmuzaki. Documente. Vol. X, p. 96, 98 și 99.

15) Leguë; Dr. G., Médecins et empoisonneurs au XVII-e siècle. Paris 1896.

despre el, ne pare mai nemerită pentru a-i imputa crima decât vechiul credincios al casei lui Şuşu, care nici-un interes de a-l suprima pe acesta nu putea avea, mai ales fiind, el sau fratele său, creditorul Domnului. Intru cât de alt-fel i-ar fi fost săvârşirea faptei cu putinţă lui care nici n'a avut îngrijirea bolnavului pe mâni, decât la un moment când starea acestuia se considera desperată.

Mihail Hristari care era Doctor în Medicină de la Pavia din 1806 şi se află în Bucureşti din timpul lui Constantin Ipsilanti, era un aprig luptător pentru renaşterea poporului său. In 1819, împreună cu confratele său G. Sakelario, un moment consul prusian în Principate, erau ocupaţi în Bucureşti cu strângerea de fonduri destinate ridicării unei instituţii culturale în Peloponez¹⁶⁾. Se poate presupune însă că motivul acesta ascundea procurarea finanţelor în realitate necesare „Eteriei“, pentru scopuri mai subversive. In tot cazul Hristari este suspect şi prin aceea că el dispare din ţară odată cu înăbuşirea zaverei şi nu'l mai întâlnim până după instituirea „Regulamentului organic“. Apoi se pare că, de la începutul insurecţiunii elene din Principate, el fusese numit de către beizadea Al. Ipsilanti, sfetnic de taină al său împreună cu Pendedeka¹⁷⁾.

Aşa dar fără ca să putem afirma nimic categoric în privinţa culpabilităţii celui de al doilea bănuit, ne putem încumeta cel puţin de a apăra pe Antonie Tipaldo de o vină care dacă va fi fost cu adevărat a cuiva, lui n'avem nici o raţiune de a-i o atribui. Şi să nu uităm, mai departe, că este uneori mai uşor de a năpăstui pe un nevinovat, decât a'l scoate din asemenea situaţie.

16) Hurmuzaki. Documente. Vol. X, p. LI. — Pentru lucrări literare. Cf. Iorga. Istoria literaturii române în sec. XVIII, Vol. II, p. 47 şi 50.

17) Maior D. Papazolu. Evenimentele insurecţiunii elene şi rescularea lui Tudor Vladimirescu. Bucureşti 1873.

The first part of the paper discusses the general principles of the theory of the firm, which are based on the assumption of profit maximization. It is shown that the firm's behavior is determined by the interaction of the market and the firm's internal structure. The second part of the paper deals with the specific aspects of the theory, such as the determination of the firm's output and the distribution of income among the factors of production. The third part of the paper discusses the implications of the theory for the analysis of the business cycle and the role of the firm in the economy.

The theory of the firm is a central part of modern economic theory. It provides a framework for understanding the behavior of firms in a market economy. The basic assumption of the theory is that firms seek to maximize their profits. This assumption is derived from the fact that firms are owned by individuals who seek to maximize their utility. The theory shows that the firm's behavior is determined by the interaction of the market and the firm's internal structure. The market determines the prices of the firm's inputs and outputs, while the firm's internal structure determines the firm's production technology and the distribution of income among the factors of production.

The theory of the firm has several important implications for the analysis of the business cycle and the role of the firm in the economy. First, it shows that the firm's output is determined by the market and the firm's internal structure. This implies that the firm's output is not determined by the firm's own decisions, but by the market. Second, it shows that the distribution of income among the factors of production is determined by the market and the firm's internal structure. This implies that the firm's internal structure determines the firm's contribution to the economy.

